Badische Heimat 63 (1983)

Badische Trachtenpflege in Vergangenheit und Gegenwart

Heinz Schmitt, Karlsruhe

Wenn von badischen Trachten die Rede sein soll, so könnte man fast ebenso gut von Schwarzwälder Trachten sprechen. Sie sind als badische Trachten weithin bekannt und haben in bestimmten lokalen Ausformungen, wie etwa der Gutacher Tracht, sogar internationale Bekanntheit erreicht. Die einschlägige volkskundliche Literatur beschäftigt sich von jeher fast ausschließlich mit Trachten des Schwarzwaldes und der angrenzenden südlichen Oberrheinebene. Nur selten wendet sich die Aufmerksamkeit der Gautracht des östlichen badischen Frankenlandes zu, die Teil eines größeren, vor allem im bayerischen Unterfranken liegenden Trachtengebietes ist. Noch weniger hören wir von Trachten des Odenwaldes. Über Trachten des ehemals kurpfälzischen Gebietes um Mannheim und Heidelberg, des Baulandes, des Kraichgaus oder des Bodenseegebietes ist so gut wie nichts bekannt. Dies wird verständlich aus der Entwicklungsgeschichte der bäuerlichen Bekleidungssitten, die sich in den zuletzt genannten Gebieten bereits früh allgemeinen Modeströmungen anschlossen, so daß zumeist schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts von Volkstrachten nicht mehr viel vorzufinden war, wenn es sie überhaupt je gegeben hat.

Die Trachten- und Modeforscher nehmen erst für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Entstehung von Volkstrachten im heute verstandenen Sinne an. Jedenfalls gehen auch die ältesten Bestandteile bekannter Trachten kaum weiter zurück. Im übrigen nahm jede Tracht, wie alle Kleidersitten, immer wieder Modisches in Formen, Farben und Stoffen auf und war so in stetigem Wandel begriffen, wenn dieser auch nicht so schnell vorsichging und oft anderen Regeln folgte als die Mode. Die Aufnahme von Neuerungen war aber für die Trachten überhaupt Voraussetzung für ihr Weiterbestehen.

Mit der Ausbildung bäuerlicher Trachten entstand fast gleichzeitig ein Interesse der gebildeten Schichten an den ländlichen Kleiderformen. Hierzu können schon die Schäferspiele der Rokokozeit gerechnet werden, in denen die höfische Gesellschaft als Bauern und Schäfer verkleidet auftrat. Wirkliche Bauern mußten dabei oft die Statisterie bilden. Beliebt war die Darstellung von Bauernhochzeiten, ein Thema, das bis zu den modernen Trachtenumzügen immer wieder auftaucht.

Als im Gefolge der Französischen Revolution die alten Kleiderordnungen verschwunden waren, konnten sich die bäuerlichen Trachten frei entfalten. Die regionalen und lokalen Differenzierungen prägten sich erst jetzt stärker aus. In manchen Gegenden ist es aber dazu kaum noch gekommen, da gleichzeitig das mächtige Modezentrum Paris für die Kleidersitten ganz Europas bestimmend wurde. Das galt zunächst vor allem für die städtische Bevölkerung, dann aber auch für bestimmte ländliche Gebiete, die gleichermaßen modische Formen akzeptierten.

Charakteristische Trachten entwickelten sich vor allem da, wo die Bauern die benötigten Stoffe im wesentlichen selbst herstellten und wo sie wohlhabend genug waren, sich teurere Materialien zur Auszier der Festkleidung hinzukaufen zu können. Die Aufklärer, die auch dem bäuerlichen Stand Fortschritte vermitteln wollten, traten für die Autarkie

der Bauern und für die Verwendung einfacher Stoffe ein.
In den Reiseberichten des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts finden sich noch viele aufklärerisch kritische Meinungen, welche die Volkstrachten oder bestimmte Teile davon als häßlich oder doch kurios ansehen. Ihre Amüsiertheit wich aber mehr und mehr begeisterten Schilderungen, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts kaum noch kritische Bemerkungen enthalten.
Daß die bäuerlichen Trachten von der Oberschicht zu Maskierungen benutzt wurden — vielleicht noch in Erinnerung an die Rokokoschäfermode — zeigen viele Äußerungen der Zeit um 1800. So lesen wir in einem Bericht von Friederike Brun, die 1801 durch das Markgräflerland fuhr: „Die Trachten sind so auszeichnend und charakteristisch, daß nur die Masken fehlen, um sich im Carneval zu glauben." Sie fügt aber hinzu, und das ist dann schon eher romantische Auffassung: „Aber ich sah lieber, wie alle die Masken, welche so oft copria miseria sind, die Gesichter und vollblühenden Gestalten dieser schönen und freundlichen Menschen."
Johann Peter Hebel ist Zeuge von trachtlicher Kostümierung in Karlsruher Hofkreisen. In einem Brief vom 10. März 1806 berichtet er von einem „Carnevalsstücklein", welches im Hause des Kaiserlichen Gesandten zu Karlsruhe stattgefunden hatte. Bei einer „Bauernhochzeit" spielte die Frau des Präsidenten Marschall von Biberstein die Braut und der Husarenrittmeister August von Anderten den Bräutigam in Hauensteiner Tracht und in alemannischer Mundart nach einer Spielszene von Hebel. Hier machte sich nicht nur romantische Begeisterung bemerkbar, sondern auch die außerordentliche Hochschätzung, der sich Hebels „Alemannische Gedichte" weithin erfreuten.

Die Kulturgeschichte des Trachteninteresses und der Trachtenpflege in Baden, aber auch in anderen deutschen Ländern, war bis zum Ersten Weltkrieg weithin vom regierenden Fürstenhaus bestimmt. Politische Aspekte spielten eine wesentliche Rolle. Die Trachten in ihren regionalen Ausprägungen waren dazu geeignet, bei bestimmten Anlässen die Bevölkerung des Landes in ihrer Gesamtheit symbolisch darzustellen. Für das Selbstverständnis des badischen Staates, der aus sehr unterschiedlichen Teilen zusammengefügt worden war, war dieser Gesichtspunkt sehr wichtig. Die Tracht schien aber auch der Ausdruck einer von den Landesherren immer geschätzten konservativen Grundhaltung zu sein. Heinrich Hansjakob stellte fest, daß die Revolution von 1848 ihre Anhänger unter der Landbevölkerung nur in trachtenlosen Gebieten gefunden hatte, doch fragte er nicht nach dem eigentlichen Grund dafür.
Von großer Bedeutung für die zunehmende Beachtung bäuerlicher Trachten im 19. Jahrhundert war auch das ästhetische Moment. Vor allem biedermeierliche Maler wandten sich dem ländlichen Leben und damit der Schilderung von Trachten zu.
Der politische wie der künstlerische Aspekt waren im Spiel als 1838 in der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe erstmals ein Festzug stattfand, „an welchem Landleute aus allen Teilen des Großherzogtums in ihren malerischen Trachten teilnahmen". Dafür hatte es bis dahin kaum Vorbilder gegeben. Man kannte zwar die Huldigungen in Tracht, die dem bayerischen König beim Oktoberfest seit 1810 dargebracht wurden, doch stammten dort die Darsteller für alle Landesteile aus München und wurden nur mit entsprechenden Trachten ausstaffiert, übrigens ein frühes Beispiel für die symbolhafte Verwendung der Tracht.
Der Karlsruher Umzug von 1838 galt als Höhepunkt des dreitägigen „Zentralfestes der deutschen Landwirte". Zu dieser Tagung waren Rittergutsbesitzer und akademische Landwirte zusammengekommen, die selbst natürlich keine Trachtenträger waren. Ihre Freude an den badischen Trachten, die damals zum Teil noch aus Gegenden kamen, die später nicht mehr als Trachtengebiete

galten, ist durchaus vergleichbar dem Ergötzen an trachtlichen Carnevalsstückchen, das einige Jahrzehnte zuvor in Hofkreisen genossen wurde. Die Karlsruher selbst fanden die Trachten, wenn man den damaligen Presseberichten folgt, „malerisch" und „eigentümlich".
In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts häuften sich in ganz Deutschland die festlichen Anlässe, bei denen Fürsten ihre Untertanen in Tracht zu sehen wünschten. Die Revolutionswirren von 1848/49 und die Kriege von 1866 und 1870 brachten zeitweilig Unterbrechungen, doch setzten sich die Trachtenumzüge in den siebziger Jahren fort.

In Baden war unterdessen eine Reihe von Malern und Illustratoren tätig, welche die Tracht zum Gegenstand ihrer Kunst machten. Neben den schon in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts erschienenen Werken von Alois Schreiber und Joseph Bader über badische Volkssitten und Trachten bringen die Bücher des Malers und Schriftstellers Lucian Reich „Hieronymus" (1853) und „Wanderblüten" (1855) Szenen aus dem Volksleben. Der Franzose Charles Lallemand mit seinem 1860 herausgebrachten Werk „Les Paysans Badois" wäre gleichfalls zu nennen. Die biedermeierliche Hinwendung zum ländlichen Leben zeigt eine Reihe von Gemälden seinerzeit geschätzter Maler wie Johann Baptist Kirner, Karl Schick, Ludwig Knaus und Benjamin Vautier. Rudolf Gleichauf leistete in den sechziger Jahren in großherzoglichem Auftrag die Vorarbeiten für ein umfängliches badisches Trachtenwerk und schuf eine große Anzahl von Aquarellen, die dann aber nur zu einem kleinen Teil im Druck erschienen. Gleichfalls im Auftrag des Hofes war zeitweise Johann Baptist Tuttinė tätig. Er wurde als bester Kenner der badischen Trachtenkunde bezeichnet und verlegte sich fast ausschließlich auf dieses Thema. So wurde ihm auch der Auftrag zuteil, die Karlsruher Trachtenfestzüge der Jahre 1881 und 1885 zu organisieren.

Im September 1881 fanden in Karlsruhe die Feierlichkeiten zur Hochzeit des schwedischen Kronprinzen Gustav Adolf mit der badischen Prinzessin Viktoria statt. Gleichzeitig feierte man die Silberne Hochzeit des Großherzogpaares. Öffentlicher Höhepunkt der Feierlichkeiten war ein Festzug, als dessen Kernstück die „Landestrachten" gelten konnten. Dem Anlaß entsprechend hatte Tuttinė im Auftrag der Stadt Karlsruhe drei Hochzeitszüge in Tracht zusammengestellt. Fast ein Jahr lang war der Maler unterwegs, um über die Bürgermeisterämter der entsprechenden Orte die Teilnahme von Trachtenträgern am Karlsruher Umzug zu erreichen. Dies gelang oft erst durch vieles Bitten und Überreden, da manche Bauern glaubten, man wolle sich in der Residenz nur über sie lustig machen. Der Beifall der Zuschauer ließ aber die Skeptiker unter den Trachtenträgern verstummen, zumal gerade die höchsten Herrschaften von dem bunten Bild besonders angetan waren.
Eine vergleichbare Festlichkeit war vier Jahre später, ausgangs September 1885, anläßlich der Hochzeit des Erbgroßherzogs Friedrich mit der Prinzessin Hilda von Nassau. Auch dieses Mal hatte Johann Baptist Tuttinė im Auftrag der Stadt 510 männliche und 550 weibliche Trachtenträger nach Karlsruhe gebracht.

In den meisten Presseberichten der damaligen Zeit kommt zwar die große Freude an den Landestrachten zum Ausdruck, doch wird gleichzeitig deren bald zu erwartendes völliges Verschwinden bedauert. In vielen Teilen Badens gab es zu dieser Zeit keine Trachten mehr, so daß die eingangs erwähnte Gleichsetzung von badischen mit Schwarzwälder Trachten verständlich wird. Dennoch sah man zunächst keine Möglichkeit, dem Rückgang der Tracht auch bei der Schwarzwaldbevölkerung entgegenzuwirken. Nur die museale Bewahrung erschien möglich. Diese Auffassung änderte sich aber wenige Jahre später.

1892 brachte der Pfarrer, Politiker und Schriftsteller Heinrich Hansjakob auf Anregung des Malers Wilhelm Hasemann eine Schrift heraus mit dem Titel „Unsere Volkstrachten — Ein Wort zu ihrer Erhaltung". Das Heft wurde viel beachtet und erlebte rasch hintereinander mehrere Auflagen. Nach Hansjakob sprechen wirtschaftliche, religiöse, politische und künstlerische Gesichtspunkte für die Erhaltung der Tracht. Über Maßnahmen dazu machte Hansjakob jedoch kaum einen praktikablen Vorschlag. Er forderte vielmehr Bauern, Pfarrer, Lehrer, Ärzte und Beamte zur Unduldsamkeit gegenüber solchen auf, welche die Tracht abgelegt hatten oder ablegen wollten. Wohlwollenden Städtern empfiehlt er, daß sie selbst gelegentlich, etwa in der Sommerfrische, Tracht anlegen sollten, um die Bauern im Trachttragen zu bestärken.

Im ganzen erscheinen uns die Darlegungen Hansjakobs heute ziemlich reaktionär und zum Teil ausgesprochen wirklichkeitsfremd. Obwohl er weitgehend Zustimmung fand, traten auch Warner gegen seine Anschauungen auf. Zu ihnen gehörte ausgerechnet der Pfarrer eines der berühmtesten Trachtendörfer, Richard Nuzinger von Gutach. Für ihn war es nicht vertretbar, daß man den Bauern einen längst überholten Stand der kulturellen Entwicklung zumuten wollte und nicht vorstellbar, wie solches überhaupt bewerkstelligt werden könnte. Er wehrte sich dagegen, daß ein Ansinnen von außen an die Landleute gestellt wurde, das sie in Gewissenskonflikte bringen mußte. Der Warner Nuzinger wurde aber bei weitem nicht so sehr beachtet wie der Eiferer Hansjakob.

Eine Zwischenstellung in diesem Streit nahm der Direktor der Karlsruher Gewerbeschule, Dr. Thomas Cathiau ein, der sich für die Erhaltung der Trachten einsetzte, aber einsah, daß dies nur gelingen konnte, wenn man die Trachten einer Modernisierung unterwarf. Cathiau wäre schon zufrieden gewesen, wenn die reformierte Tracht wenigstens als Festkleid erhalten geblieben wäre.

Die Bestrebungen zur Trachtenpflege wurden nunmehr organisiert. Als erster in Baden entstand 1894 in Hausach der „Verein zur Erhaltung der Volkstrachten im Gutach — Kinzigthal". Hansjakobs Schrift und des Malers Hasemann Initiative war diese Gründung zu verdanken. Weitere Vereine folgten, darunter der Freiburger, dem prominente Beamte, Künstler und Geistliche angehörten. Die Schirmherrschaft über die badischen Trachtenerhaltungsvereine übernahm die Erbgroßherzogin Hilda. Die Trachtenumzüge von 1881 und 1885 in der Residenz waren noch in allgemeiner Erinnerung und gaben das Vorbild ab für eine wahre Flut von Trachtenfesten, die mit dem Jahr 1894 einsetzte. Der bei weitem größte Umzug jener Zeit war im September 1895 in Freiburg anläßlich der oberbadischen landwirtschaftlichen Ausstellung. 2314 Trachtenträger aus 158 Orten nahmen daran teil. Das Großherzogspaar war, wie bei vielen anderen Trachtenfesten, anwesend. Zu den größeren gehörte auch das Haslacher Trachtenfest vom 4. Juni 1899, bei dem 1800 Trachtenträger zusammengekommen waren. Zum ersten Mal wurden dabei 110 um die Trachtensache verdiente Arbeitslehrerinnen, Näherinnen und Schneider ausgezeichnet. Der Großherzog sagte den Trachtenvereinen seine Unterstützung zu, da sie „von politischer und volkswirtschaftlicher Bedeutung" seien. Die Vereine berichteten aus mehreren Gemeinden, daß „die Neigung zur Tracht sichtlich erstarkt sei" und daß „das Tragen der Volkstracht Fortschritte gemacht" habe. Eines der letzten Feste dieser Art vor dem Ersten Weltkrieg war das Trachtenfest in Wolfach am 3. Oktober 1912.

Die Trachtenpflege der monarchistischen Zeit konnte nach dem Ersten Weltkrieg in der bisherigen Form nicht mehr fortgesetzt werden. Dennoch ist von einer ausgiebigen Volkstumspflege in den zwanziger Jahren zu berichten. Die äußere Schwäche der Nation rief eine Besinnung auf deren innere Werte hervor. Dazu war auch die Tracht zu rech-

nen, die jetzt allerdings immer mehr zum Vereinskleid wurde. Sogar in Städten, die weitab von jedem Trachtengebiet lagen, schufen sich manche Vereine Trachten und traten damit auch anderwärts auf. Zur Erhaltung der wirklich getragenen Tracht trugen diese Vereine allerdings wenig bei.

Die Stadt Karlsruhe wurde jetzt wieder zum Mittelpunkt heimatlicher Bestrebungen, die aber gleichzeitig kommerziellen und nationalpolitischen Charakter trugen. Zu den Heimattagen, die 1924 erstmals in größerem Stil abgehalten wurden, lud man nun nicht mehr nur badische Trachtenträger, sondern auch pfälzische und saarländische Gruppen ein, deren Heimat von den Franzosen besetzt war. Die damals gehaltenen Reden zeigten deutlich den Charakter der Heimattage als nationale Kundgebungen.

Eine Blütezeit erlebte in den zwanziger Jahren auch die Trachtenforschung. In zahlreichen Beiträgen wurden in den Veröffentlichungen der „Badischen Heimat" nach und nach alle badischen Trachten beschrieben.

Nichts konnte aber darüber hinwegtäuschen, daß die Tracht weiterhin im unaufhaltsamen Schwinden begriffen war. Was immer wieder an Ursachen bis heute dafür verantwortlich gemacht wird — Industrialisierung, städtischer Einfluß, Verkehr, Fremde — trifft aber nur teilweise zu. Es hat sich sogar gezeigt, daß Trachten oft gerade in Stadtnähe besonders lange erhalten geblieben sind. Der Fremdenverkehr hat der Tracht auch nicht so viel geschadet wie häufig angenommen wird. Er erwies sich eher als deren Stütze. Selbst Hansjakob hatte gewußt, daß für viele Sommerfrischler gerade in den Trachten der Anreiz zum Besuch bestimmter Orte bestand. Die Tracht ist aber überall da besonders früh abgegangen, wo ärmliche Verhältnisse herrschten, und das war häufig sogar in recht verkehrsfernen Gegenden der Fall.

Hermann Eris Busse, gewiß ein guter Kenner des Volkslebens, hat sich 1934 sehr interessant in einem Sonderheft der „Badischen Heimat" über Schwarzwälder Volkstrachten geäußert. Nach ihm begann das Abbröckeln der Tracht zu dem Zeitpunkt, da der Städter sie „originell ja sogar schön fand", also seit der Romantik. Busse konnte feststellen, daß alle Bemühungen von städtischen Vereinen, Lehrern, Pfarrern und Landräten keine bemerkenswerten Ergebnisse gebracht hatten. In wenigen prägnanten Sätzen erklärt er diese Erscheinung: „Es gibt viele Gründe, die den unaufhaltsamen Schwund der Bauerntracht erklären. Der stichhaltigste ist der, daß die Tracht sich geschichtlich ausgelebt hat. Innerlich kann und will der ländliche Mensch nicht mehr zu ihr stehen, weil er unbewußt ihre Ausgelebtheit fühlt, und deshalb fällt sie ihm äußerlich naturgemäß bei nächster Gelegenheit vom Leibe. Alles hat seine Zeit."

Die nationalsozialistische Volkskunde, deren badischer Wortführer der Heidelberger Professor und Ministerialrat Eugen Fehrle war, versuchte von 1933 an der Trachtenpflege einen veränderten Sinn aufzupfropfen. Während frühere Trachtenfeste oft nur leerer Schaulust oder gar der Reklame gedient hätten, sollten sie jetzt dazu da sein, „das Bauerntum in höchsten Ehren zu feiern". In seinem 1942 erschienenen Buch „Tracht am Oberrhein" äußerte sich Rudi Keller über die Funktion, die der Nationalsozialismus der Tracht zugedacht hatte. Danach ging es weniger darum, bestimmte Einzelformen der Tracht zu erhalten, als vielmehr um die „Idee einer volksbewußten Kleidung". In der gesamten Bevölkerung sollte die Bereitschaft zum Tragen einer Gemeinschaftskleidung bei nationalen Festen geweckt werden.

Die nationalsozialistische Theorie der Tracht hatte aber so gut wie keine praktischen Auswirkungen. Den Zweck einer Gemeinschaftskleidung schienen die verschiedenen Uniformen leichter zu erfüllen als eine Tracht, die viel schwerer durchsetzbar gewesen wäre. So kümmerte man sich in dieser Zeit nicht allzu sehr um die Trachtenerhaltung, sah aber Trachten trotzdem nicht ungern bei „nationalen" Anlässen.

Die badische Trachtenpflege der Nachkriegszeit ist vor allem gekennzeichnet durch die Bestrebungen des Bundes „Heimat und Volksleben", der 1949, damals noch unter der Bezeichnung „Schwarzwälder Volksleben", in Freiburg seinen ersten „Schwarzwälder Heimattag" durchführte. Die Veranstaltung versuchte, an frühere Vorbilder anzuknüpfen. Die damalige badische Staatsregierung unter Leo Wohleb unterstützte das Treffen, versprach man sich doch davon auch eine Stärkung des badischen Selbstbewußtseins und des Widerstandes gegen den zu jener Zeit noch heftig umstrittenen Zusammenschluß mit Württemberg. Die Veranstalter betonten ausdrücklich, daß ihnen nur an der Teilnahme wirklicher Trachtenträger gelegen wäre und sie auf „verkleidete" verzichten wollten.

Der Bund „Heimat und Volksleben" zeichnete von Anfang an verdiente Trachtenschneiderinnen aus und unterstützt Erstkommunikanten, Konfirmanden und Brautpaare bei der Beschaffung von Trachten. Der Bund kämpfte auch lange Zeit gegen die Verwendung der Tracht in der Fremdenwerbung und wehrt sich bis heute generell gegen jedes Auftreten von Trachten in der Fasnacht, obwohl dies in einigen Baarstädten weit zurückreichende Tradition ist. Seine ursprüngliche, kompromißlose Haltung, die nur echte Trachtenträger gelten lassen wollte, mußte der Bund „Heimat und Volksleben" nach und nach unter dem Druck der Verhältnisse aufgeben. 1970 las man im „Lichtgang", der Zeitschrift des Bundes: „Es wäre töricht zu glauben, dem Verschwinden der lebenden Volkstrachten könne auf die Dauer Einhalt geboten werden." Statt dessen wurde empfohlen, so viel Originalstücke wie möglich zu sammeln und museal zu verwahren.

Bei kirchlichen Hochfesten lassen sich die Dorfbewohner noch am ehesten zum Trachtentragen bewegen. So ist zum Beispiel in dem bekannten Trachtendorf Kirnbach 1963 von dem aus Prag stammenden Pfarrer die Trachtenkonfimation wieder eingeführt worden. Sie hat sich seither zu einer regelrechten Sehenswürdigkeit entwickelt. Dasselbe kann von Prozessionen mancher katholischer Orte gesagt werden. St. Peter ist hierfür wohl das bekannteste Beispiel.

In den Schwarzwälder Trachtenorten gibt es auch heute noch viele, namentlich ältere Frauen, die ihre Tracht teils selbstverständlich, teils mit einigen Zweifeln tragen. Daneben existieren fast überall Vereine mit vorwiegend jüngeren Mitgliedern, für welche die Tracht fast nur Vereins- und Vorführkleid ist.

Die Trachtenvereine sind seit Jahren in Zunahme begriffen. Wenn man die stolze Bilanz der Auftritte mancher Trachtengruppen liest, wird man den Vergleich mit reisenden Theatertruppen gar nicht so abwegig finden. Häufig wendet man sich gegen vermeintlichen Mißbrauch der Tracht und hätte am liebsten eine Art gesetzlichen Schutz entsprechend dem Urheberrecht. Der Streit um den Bollenhut sei hier nur andeutungsweise erwähnt. Die Tracht hat Konjunktur. Dem Bund „Heimat und Volksleben" gehören um die 140 Mitgliedsgruppen, 600 Einzelmitglieder und über 140 korporative Mitglieder an. Der „Trachtengau Schwarzwald", die andere große südwestdeutsche Vereinigung, hat etwa 50 Mitgliedsvereine. Insgesamt sind Zehntausende in der Trachtenpflege organisiert.

Diese hat in der Gegenwart zwei wichtige Funktionen: Werbung nach außen und Stärkung des Heimatgefühls. Der Emblemcharakter der Tracht wurde früher schon genutzt. Während dies aber ehedem mit landespolitischem Hintergrund geschah, spielen jetzt eher lokale Gesichtspunkte eine Rolle. Durch ihr bestimmtes Erscheinungsbild ist eine Tracht lokalisierbar, sie läßt sich einem Ort oder zumindest doch einer eng umgrenzten Region zuordnen. Die Darstellung von Trachten bringt also einen Werbeeffekt für das betreffende Gebiet mit sich. Ein gewisser Bekanntheitsgrad der Trachten ist dafür allerdings Voraussetzung. Hieraus er-

klärt sich beispielsweise die werbeträchtige Verwendung der Gutacher Tracht für alles, was mit dem Schwarzwald in Verbindung gebracht werden soll. Das gilt aber auch für die besseren Verkaufschancen, die Trachtenfrauen auf städtischen Marktplätzen gegenüber anderen Händlern haben.

Schon länger trachtenlose Gebiete erkennen hier einen Mangel und bemühen sich in neuerer Zeit verstärkt, frühere Trachten wiederzubeleben oder neue zu schaffen. Die in diesem Heft beschriebene Kraichgautracht ist ein Beispiel dafür, wie in einer trachtenlosen Landschaft mit viel Mühe Vorbilder ausfindig gemacht wurden, die für eine Neuschöpfung verwendet werden konnten. Bei allen neugeschaffenen Trachten wird als wichtige Funktion die Fremdenverkehrswerbung angegeben. Sie sollen aber auch das Selbstwertgefühl einer Gemeinde heben. Neben Ortsbild, Landschaft, Bräuchen, Mundart und anderem ist die Tracht ein weiteres Identifikationssymbol, mit dem Heimatbewußtsein gestärkt oder begründet werden kann. Unter günstigen Umständen identifizieren sich die Ortsbewohner sehr bald mit einer ihrer Gemeinde zugeschriebenen Tracht. Freilich ist die Werbewirkung nach außen nicht zu vergleichen mit der altbekannter Trachten.

Das Interesse der Massenmedien am bunten Bild der Trachten läßt sicherlich die Trachtensache für viele Jugendliche attraktiv werden. Die immer häufiger durchgeführten Reisen ins Ausland tragen nicht nur zur Völkerverständigung bei, sondern sind auch gerade für jugendliche Trachtenvereinsmitglieder ein wichtiges Motiv zum Mitmachen. Das Trachtentragen ist für sie zur Freizeitgestaltung geworden.

Die politische Funktion der Trachtenpflege ist zwar in neuerer Zeit etwas in den Hintergrund getreten, ganz verschwunden ist sie aber nicht, wie die Neujahrsauftritte des Bundes „Heimat und Volksleben" bei Regierungspräsident, Oberbürgermeister und Erzbischof in Freiburg oder die maßgebliche Mitwirkung von Trachtengruppen bei den Heimattagen Baden-Württemberg zeigen.

Schutterwald — Spiel mit dem Osterhasen Foto: E. v. Pagenhardt, Baden-Baden

Die Insel im Trachtenmeer Badens — es gibt sie wieder

Jürgen Oßwald, Schutterwald

Niemand hat es für möglich gehalten. Auch das Brautpaar Jochen und Gisela Lieser nicht, welche mit den Vorbereitungen für ihre Trachtenhochzeit am 7. 7. 78 einen Effekt auslösten, der einer der ansehnlichsten Trachten Badens zu neuem Leben verhelfen sollte. Durch die Ausgrabung der Schutterwälder Hochzeitstracht sowie der Tracht der Brautjungfern verdeutlichten sie, daß die Schutterwälder nicht nur über eine außergewöhnliche Tanztracht, sondern über wesentlich wertvolleren Trachtenbestand verfügen.
Trotz dieses Hinweises schenkte man in der Trachtengruppe Schutterwald e. V. weiterhin der Tanztracht die größere Aufmerksamkeit. Als aber gegen Ende des Jahres 1979 der Bestand dieser Tracht deutlich Lücken aufwies, wurde im Januar 1980 eine Trachtensammlung in der Gemeinde Schutterwald von Gruppenmitglied Jürgen Oßwald begonnen, die bereits zwei Monate später ein unerwartetes Ergebnis brachte. Der Schutterwälder Trachtengruppe war es nun nicht nur möglich, die Lücken des herkömmlichen Trachtenbestandes zu stopfen, sondern sie konnte nun andere Schutterwälder Trachten als Vereinstrachten einführen.
Je mehr sich der Initiator und seine Helfer mit der Sammlung und der Zusammenstellung der einzelnen Trachten beschäftigte, um so mehr entstand der Wunsch, sämtliche Schutterwälder Trachten im Verein vertreten zu sehen. Dieser Trend wurde auch von Gisela Lieser unterstützt, welche sich bereits vor der Trachtensammlung mit der Erforschung der Schutterwälder Tracht beschäftigt hatte.
Die ersten Erfolge zeigten sich bereits im Sommer 1980, als sich einige Mitglieder des Vereins zu speziellen Veranstaltungen in Feststags-, Sonntags- und Kommuniontracht präsentierten.
Im Herbst 1980 war die Ausgrabung dann soweit fortgeschritten, daß eine öffentliche Vorstellung des gesamten Trachtenspektrums gewagt werden konnte.
Diese Trachtenvorstellung, verbunden mit Vorträgen über die Zusammensetzung und Tragweise der einzelnen Trachten, wurde am 30. November 1980 durchgeführt. Ihr Zweck, den Schutterwälder Spendern für ihre Großzügigkeit zu danken und allen Anwesenden die Schutterwälder Tracht in all ihren Formen und Farben wieder näher zu bringen, wurde bei weitem erfüllt. Zuschauer und Veranstalter stimmten überein, daß dieses Kulturgut, ihre früher so geschätzte und gehegte Insel, unbedingt erhalten werden müsse.
Mit dieser Veranstaltung wurde diese ganze Aktion jedoch noch nicht beendet. Es ist jedoch schwieriger geworden, sie weiterzuführen, da man sich nicht nur mit der Ausgrabung und Zusammenstellung weiterer Trachten, sondern auch mit der Hege und Pflege der bereits ausgegrabenen Trachten beschäftigen muß. Hierzu zählt insbesondere die Erhaltung der früher streng gewahrten Trachtenordnung, welche, durch mündliche Überlieferung entstanden, wohl mit keiner anderen in der Umgebung zu vergleichen ist. Dies ist wohl darauf zurückzuführen, daß Schutterwald früher abseits der großen Verkehrswege lag und als streng katholisches Dorf sehr am Althergebrachten hing.
Für den Schutterwälder bedeutete seine Tracht nicht nur Demonstration seiner regionalen Herkunft, sondern auch Bestätigung

seiner Stellung innerhalb der Dorfgemeinschaft. Dabei richtete er sich nach der bereits erwähnten Trachtenordnung, eine meist nach kirchlichen Ritualen orientierte Kleiderordnung, die außer den verwendeten Materialien auch die Fertigungsart und die Tragweise der jeweiligen Tracht größtenteils vorschrieb. Aufgrund ihrer Existenz erfuhren wir, daß die damals verwendeten Grundmaterialien wie Wollstoffe, Kaschmir, Seide, Samt, Flanell, Moiré, Parisertuch, Lüsterstoff, Filigran, Gold- und Silberborten usw. entweder in dem nur wenige Kilometer entfernten Offenburg oder in dem ebenfalls nahegelegenen Straßburg eingehandelt wurden. Andere, wie zum Beispiel Leinen und Zwilch, wurden selbst produziert, da Hanf und Flachs, ihre Ausgangsprodukte, in der Gemarkung selbst angebaut wurden.
Zuständig für die Herstellung der „Mannstracht" war entweder der Dorfschneider oder der reisende Schneider. Hieraus ist auch zu schließen, daß neben den damals üblichen Schnitten, wie zum Beispiel der Wiener Schnitt, auch andere verwendet wurden. Jene Frauenkleidung, zu deren Herstellung fachliches Können erforderlich war, fertigte die jeweils in der Nähe wohnende „Näherin". Sie war ebenfalls für das Ankleiden der Kommunikantinnen, der Brautjungfern und der Braut zuständig. Stick-, Strick-, Verzierungs- und sonstige Kleinarbeiten wurden von den weiblichen Familienmitgliedern selbst ausgeführt.
Da die meisten Frauentrachten nur unter Mithilfe anderer Personen „angezogen" werden konnten, fand in diesem Kreis auch das gemeinsame „Anlegen" statt.
Dabei wurde die Tracht vollständig auf den jeweiligen Anlaß und auf die Person des Trachtenträgers abgestimmt. Daß dies oft eine mühselige Prozedur war, beweist die Vielzahl der Schutterwälder Trachten.
Die Trachtengruppe Schutterwald besitzt heute fünf Grundtrachtenarten:
Die Arbeitstracht,
die Tanztracht,
die Sonntagstracht,
die Festtagstracht,
die Kommuniontracht (hier ist die Tracht der Brautjungfern, Kirchenchormädchen, Statuenträgerinnen sowie die Brauttracht eingeschlossen).
Für diese Grundtrachtenarten läßt sich kein fester Entstehungszeitraum nennen. Nach unseren Unterlagen haben sie bereits 1830 in dieser Form existiert. Heute wird die Tracht nur noch von einigen über 70jährigen Frauen in abgeänderter Form getragen. Die Männertracht ist bereits um 1930 erloschen.
Alle Grundarten der Schutterwälder Tracht besitzen zahlreiche Variationen, die sich oft grundlegend unterscheiden. Es gibt aber auch bestimmte Merkmale, durch welche die Gesamtheit der Tracht charakterisiert ist. Als typisches Beispiel sind hier die Moiré-Bänder zu erwähnen, welche, meist in kleinen Falten gelegt, an den unteren Enden der Sonntags- und Festtagsröcke sowie auf vielen anderen Kleidungsstücken aufgenäht waren.
Natürlich blieb die Schutterwälder Tracht von ausländischen Einflüssen, vornehmlich von französischen oder österreichischen, nicht verschont. Daß sie jedoch trotzdem ihre Eigenart behielt, wird am besten durch die nun folgenden Beschreibungen und Photographien deutlich:

Die Arbeitstracht

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts existierte in Schutterwald keine spezielle Werktags- bzw. Arbeitstracht. Die Frauen und Mädchen des Dorfes trugen größtenteils die alten und unansehnlich gewordenen Teile der Sonntags- und Festtagstracht am Werktag auf. Meistens wurde der Zierrat daran abgetrennt. Die Hemden bestanden hauptsächlich aus Leinen oder Halbleinen und waren gestreift. Sie waren hochgeschlossen zugeschnitten und im Rücken mit „Bändel", später mit Knöpfen versehen. Die Hemdsärmel waren eng zugeschnitten und reichten nur bis zum Ellenbogen.

Später trug man das sogenannte „Gwändle". Es bestand aus einem Rock und einem „Peter" aus bedrucktem, meist dunklem Baumwollstoff. Auf den Rock kam eine gestreifte Schürze, an deren Rand oft Volants angebracht waren.
Zur Arbeit auf dem Feld trugen die Frauen im Sommer ein rotes und im Winter ein gehäkeltes viereckiges Tuch, das diagonal zusammengelegt war.
Am Werktag trug der Schutterwälder Mann ein weißes Hemd, das entweder aus Leinen oder Halbleinen gefertigt war. Eine dunkle Latzhose mit zwei eingenähten Taschen dienten als Beinkleidung. Über das Hemd zog der Schutterwälder Bauer die „Bluse", die mit einer Innentasche, dem „Nauser" versehen war. Beim Aufsuchen des Pfarrers, bei Besuch des Rathauses oder sonstigen wichtigen Angelegenheiten des Alltages steckte sich der Bauer den Stehkragen an. Älter gewordene Männer hatten daheim eine schwarze handgestrickte Zipfelmütze auf. Junge Männer trugen eine weiße Zipfelmütze gleicher Machart.

Zwei Variationen der Arbeitstracht

Die Schutterwälder Braut in Begleitung der Brautjungfern

Die Tanztracht

Zum Tanz waren die Schutterwälder Burschen bequem gekleidet. Sie erschienen meist in einer weißen, weiten Leinenhose und in einem weißen Leinenhemd. Das Leinenhemd hatte einen Stehkragen, der mit einem geknoteten schwarzen Tuch zusammengehalten wurde. Darüber kam eine rote Weste, die mit zwei Reihen Messingknöpfen versehen war. Als Jacke diente ein „Mutzen" in weißer Farbe, an dem Beinknöpfe angenäht waren. Die Kopfbedeckung bestand entweder aus einer weißen oder schwarzen Zipfelmütze oder aus der hohen Pelzmütze, die oben mit einer Quaste versehen war.
Das Mädchen trug zum Tanze ein weißes langärmeliges Spitzenhemd. (Ihr Stolz war ein in langen schmalen Falten gelegter und am unteren Ende mit einem roten, gefältelten Moiréband verzierter blauer „Kreppenen Rock". Er wurde aus Leinen gefertigt, das mit Baumwolle eingeschlagenen war. Über dem Rock wurde eine blaue Lüsterschürze getragen.) Eine Jacke wurde nicht getragen, da die weißen breiten Ärmel derart gestärkt wurden, daß eine Jacke die Bügelfalte zerdrückt hätte. Als Halstuch bevorzugte das Mädchen das „Flamiertseidene", das am oberen Rand mit einer selbstgehäkelten Spitze eingefaßt war.

Die Tanztracht

Zwei Variationen der Sonntagstracht

Eine Schutterwälder Hochzeitgesellschaft mit Festgästen

Im Sommer wurde die Tanztracht nicht nur von Mädchen, sondern auch von Frauen getragen. Im Gegensatz zu den Mädchen schmückten sie sich mit roten oder blauen Seidenhalstüchern.

Die Sonntagstracht

Am Sonntag zur Frühmesse bzw. zur „Vesper" trug die Schutterwälderin eine Kutte, die aus einem langen schwarzen Rock bestand, der mit einem roten Pariserband verziert war. Darüber wurde eine blaue Schürze angezogen. Dazu gehörte ein schwarzer Peter mit einem kleinen Halstuch mit Blumenmuster. Auf eine Kappe wurde zum Besuch dieser beiden Gottesdienste verzichtet. Der ganze Stolz der Schutterwälderin war ja ihr Zopf, der um den Kopf gelegt wurde und den sie bei diesen Gelegenheiten zeigen konnte.

Im Gegensatz zur Frühmesse und Vesper wurde zum Hauptgottesdienst der blaue „Kreppene Rock" aus Baumwolle getragen, an derem unteren Ende ein rotes, gefälteltes Moiréband angebracht war. Über diesem Rock kam eine schwarze Seidenschürze. Als Oberbekleidung diente ebenfalls ein schwarzer Peter und ein kleines Halstuch in besserer Ausführung. Der Unterrock war meist rot, „hie und da" wurde jedoch auch der blaue Flanellunterrock bevorzugt. Die Fußbekleidung bestand aus weißen Zwickelstrümpfen. Als Fußwerk hatte man den Sabotschuh aus Leder oder den „Sammethalbschuh". An gewöhnlichen Sonntagen gebrauchte man die Blumenkappe, sie hatte neben dem Goldstern blumenartige Stickereien aus Gold.

Sonntags trug der Mann eine lange, schwarze Hose mit Latz. Er kleidete sich ferner mit einem steifleinenen Hemd mit aufgenähten hohen Kragen und einer schwarzen Weste mit zwei Reihen Messingknöpfen. Darüber kam der schwarze Mutzen, dies ist eine kurze Jacke mit blanken Knöpfen und breitem Revers. Im Gegensatz zu den Män-

nern trugen die Burschen unter dem blauen Mutzen eine rote Weste. Das Leinenhemd wurde am Kragen durch ein schwarzseidenes Tuch zusammengehalten. Die Spitzen des Tuches wurden unter die breiten Hosenträger gesteckt. Als Kopfbedeckung trug der Mann einen schwarzen Filzhut.

Die Kommuniontracht

Die Tracht der Erstkommunikantinnen und Brautjungfern bestand aus einem bis zu den Knien reichenden weißen Leinenhemd, dessen Ärmel halblang waren und das einen weißen Stehkragen hatte. Unter einem roten in langen schmalen gelegten Falten Kaschmirrock mit grünem gefältetem Moireband und einem schwarzen mit Moirerosetten verzierten Wamst trug man drei Unterröcke: einen „Blauen", einen „Kranzrock" und einen „Ziegelroten". Um die Schultern wurde ein weißes und ein flammiertes Halstuch gebunden, wobei diese beiden Halstücher so gesteckt wurden, daß das Flammierte etwa ein bis zwei Zentimeter unter dem weißen Tuch am Hals hervorschaute. Darüber trug man eine selbstgehäkelte weiße Spitze. Die weiße Schürze war aus feinstem Leinen und hatte quergesteppte Biesen.
Die Schürze wurde, wie alle wertvollen Schürzen, vorne gebunden. Als Kopfbedekkung diente entweder ein weißer Kranz oder der rote Aufsatz, den man mit schwarzen langen Nadeln an den Haaren befestigte. Als Schmuck diente das Halskreuz. Es war an einem Samtband mit angenähtem Seidenband befestigt, das auf dem Rücken in eine Schleife gebunden war.

Die Brauttracht

Die Braut trug nahezu die gleiche Tracht wie die Kommunikantin. Allerdings trat an Stelle der weißen Leinenschürze eine schwarze Seidenschürze, die an der Hüfte in feine Fältchen gelegt und am seitlichen Rand einen weißen Streifen hatte. Außer diesen Unterschieden wäre als einziges noch zu erwähnen, daß die Unterröcke der Braut größtenteils rot waren.

Variationen der Schutterwälder Frauenfesttagstracht

Die Männerfesttagstracht bzw. Hochzeitstracht

Als Beinbekleidung diente dem Mann eine lange schwarz eingefärbte Hose, an derem unteren Rand die äußere Naht offen war. Diese wurde von breiten, buntfarbig bestickten Hosenträgern gehalten, die der Stolz jeden Mannes waren. Hierzu wurde ein weißes, gestärktes Leinenhemd mit festgenähtem Stehkragen getragen, der vorn ziemlich weit auseinanderstand und über das Kinn reichte. Die Manschetten waren mit einer sorgfältig ausgeführten Durchbruchstickerei geziert. Über dem Hemd wurde das schwarze „Brusttuch" getragen, das vorn zwei Reihen Knöpfe hatte. Als Krawatte diente ein schwarzes seidenes Tuch, das um den Kragen des Hemdes gelegt, zu einem Knoten gebunden und dessen Enden schließlich unter das Brusttuch gesteckt wurden. Der schwarze Kirchgehrock, der sogenannte „Halbleinene" vervollständigte schließlich die Tracht. Der Halbleinene hatte keinen Kragen, der Stehkragen des Brusttuches er-

Die Frauenfesttagstracht

setzte diesen. Der Gehrock war karminrot gefüttert und ebenso waren die Ärmelaufschläge, die drei schwarze Knöpfe hatten, paspeliert. Als Kopfbedeckung diente der schwarze Filzhut.

Die Festtagstracht der Frauen

Bei dieser Grundtrachtenart unterscheiden wir drei Variationen, welche sich nochmals durch die verschiedene Tragweise der Halstücher unterscheiden. Grundsätzlich trug die Schutterwälderin an Festtagen den blauen „Tibetrock" aus Kaschmir oder feinstem Wollstoff. Er war von der Hüfte bis zu den Knien in ca. 3 mm breite Fältchen gelegt und wies am unteren Ende ein ca. 6 cm breites, in winzigen Falten gelegtes, rotes Moireband auf. Der Tibetrock hatte ein ärmelloses, meist kariertes Oberteil, das man „Brust" nannte. Es wurde vorn mit Haken und Ösen geschlossen und war in Schulterhöhe waagrecht ausgeschnitten. Unter dem Festtagsrock trug man mehrere Flanellunterröcke, welche aufgedruckte, ca. 20 cm breite, schwarze Kränze oder schwarze aufgenähte Samtbänder hatten. Der Oberste, der Festtagsunterrock, war rot. Man nannte ihn den „Ziegelroten". Unter diesem wurden dann meist andersfarbige getragen. Ein weiteres, jeweils gleichbleibendes Merkmal der Frauenfesttagstracht ist die schwarzseidene Festtagsschürze, die eine weiße Borte am seitlichen Rand hatte. Sie war an der Hüfte in kleinen Falten aufgefaßt und wurde vorn gebunden.

Über dem Tibetrock wurde an einem gewöhnlichen Festtag der sogenannte „Peter" getragen. Dieses kittelartige Gewand lief hinten etwas spitz zu und hatte einen Stehkragen, an dessen oberen Rand schmale Spitzenborten und am unteren Rand Verzierungen aus Glaskügelchen oder Spitzenborten angenäht waren. Er wurde entweder aus schwarzem Kaschmir oder Seide, seltener aus dunkelblauem Lüsterstoff genäht.

Bei besonders festlichen Anlässen trugen die Mädchen und junge Frauen ein aus schwarzem Wollstoff genähtes Mieder, das „Wamst".

Das Wamst war langärmlig, in Schulterhöhe waagrecht ausgeschnitten und wurde vorn mit Haken geschlossen. Es war ferner mit schwarzen Seidenbändern verziert, die am unteren Rand und am Ärmel rosettenförmig gelegt waren.

Vor etwa 180 Jahren schloß das Wamst vorne nicht ganz. Man benutzte deshalb den Vorstecker, der in den Ausschnitt gesteckt wurde. Der Wamst wurde dann mit Schnüren zusammengezogen. Der Vorstecker war dreiecksförmig und oben und unten mit karminrotem Seidenband besetzt. Das obere Band wurde mit einer breiten Silberborte verziert. In der Mitte war eine Stickerei mit farbigem Filigran.

Statt des Mieders trug man auch den sogenannten „Spenzer". Dieses dunkle langärme-

lige Kleidungsstück reichte ebenfalls wie das Wamst nur bis zur Taille. Es war hochgeschlossen und hatte einen Stehkragen. Als Verzierung hatte der Spenzer schwarze, ca. 1 cm breite Seidenbänder am Kragen und am unteren Rand und an den Ärmeln kugelförmige Glasköpfe.

Am Festtag schmückte sich die Schutterwälderin nur mit großen Halstüchern. Sie wählte je nach Anlaß und je nach dem sich darunter befindlichen Kleidungsstück entweder das große Wollmusselin-Halstuch oder eines der großen Seidenhalstücher. Das Wollmusseline hatte einen braunen Untergrund, in den ein breiter Blumenkranz eingewebt war. Als Besonderheit wies es braune drei- oder fünfmal geknüpfte Fransen auf. Bei den Seidenhalstüchern unterscheidet man zwischen dem langfransigen Seidenhalstuch, das auf bläulichem oder rotem Grund große eingewebte Blumen hatte, und dem Scheckigseidenen, welches besonders durch seine vielen Farben und durch seine besondere Webart auffiel. Die großen Halstücher wurden in Dreiecksform um den Hals gelegt, über der Brust gekreuzt und nach hinten gebunden. Wir kennen jedoch auch noch jene Form des „Halstuchlegens", bei dem das Tuch um den Hals gelegt und auf dem Rücken in einen einfachen Knoten gebunden wurde, wobei die Enden frei herabhingen.

In Schutterwald wurde an den Festtagen eine besondere Kopfbedeckung, die sogenannten Kappen getragen. Sie waren genau so verschiedenartig wie die Schutterwälder Tracht selbst. Alle nachfolgend beschriebenen Hauben haben ein etwa acht Zentimeter breites, gezacktes, schwarzes Seidenband um den Unterrand, das vorn in einer Schlaufe gebunden war.

Der Hauptteil der Haube, die eigentliche Kappe, bestand aus silbernem, manchmal auch aus goldenem Grund. Die Gold- und Silberstickereien bestimmten die Namen der einzelnen Hauben. So unterscheidet man die goldene Sternenkappe, die mit je drei Sternen auf jeder Seite bestickt war. Diese Haube dürfte wohl die älteste sein. Eine zweite Art ist die goldene Ährenkappe, die ihren Namen wegen der beiden Ähren, die längs der Naht aufgestickt waren, erhalten hat.

Als dritte Art ist hier die gestickte Kappe zu nennen, die im Volksmund Spiegelkappe genannt wird. Neben einem goldenen Stern auf jeder Seite war der Kappenboden noch mit goldenen Sternstrahlen ausgefüllt. Nicht jede Frau konnte sich eine so wertvolle Kappe leisten. Diese trugen als Ersatz die „Fländerliskappe". Sie hatte aus farbigem Filigran aufgestickte Muster und stellten meist Blätter, Blüten, Trauben oder Eicheln dar.

An Sonn- und Feiertagen wurde auch von den Mädchen als Kopfbedeckung eine Kappe getragen, die sich von der der Frauen nur durch ein rotes gezacktes Seidenband unterschied.

Quellen: Reportage von Paul Schott über die Schutterwälder Tracht in der „Ortenau" aus dem Jahre 1931
Mündliche Berichte von Schutterwälder Bürgern.

Schutterwald Foto: E. v. Pagenhardt, Baden-Baden